THUKYDIDES UND MACHIAVELLI[1]

Thukydides und Machiavelli sind zwei Namen, die wir nicht als Paar zu nennen pflegen. In den Debatten über Wesen und Formen der politischen Macht, die durch die letzten drei Jahrhunderte sich zu erschöpfen schienen, um in unserer Zeit frisch wieder zu beginnen, hallt es zwar vom Namen Machiavellis allenthalben wider. Auch nachdem man gelernt hat, zwischen dem »Machiavellismus« und der wahren Lehre Machiavellis zu unterscheiden, wird doch deren Sinn, als etwas zu Ergründendes, nicht nur als ein historisches, sondern zugleich als ein uns heute mehr denn je berührendes Problem empfunden. Macht, in ihrer soziologischen, politischen und psychologischen Struktur, die Frage nach den Grenzen zwischen den Gebieten der Moral und Politik, die Anerkennung einer Eigengesetzlichkeit der Politik und der politischen Tat, als eines zwar an sich nicht unmoralischen, jedoch auch wieder nicht mit dem moralischen sich deckenden Phänomens, dergleichen führt auf Einsichten und Thesen Machiavellis immer noch, und heute mehr denn je zurück. Der alte Streit der beiden Florentiner Zeitgenossen, Machiavelli und Guicciardini, über das Verhältnis von Moral und Politik lebt wieder auf[2].

Dem Tageskampf entrückter steht Thukydides. So sehr auch sein Verständnis sich in jüngster Zeit vertieft hat, blieb doch seine Auslegung mehr eine Angelegenheit der Althistoriker und Philologen[3].

[1] Das hier zum Abdruck Kommende mitsamt den Anmerkungen ist die unveränderte Niederschrift zu einem Vortrag, der am 5. Februar 1943 in der Reihe der Veranstaltungen der *Studia Humanitatis* in Berlin-Dahlem gehalten wurde. Der dritte Band der »Geistigen Überlieferung«, in dem es erscheinen sollte, kam nicht mehr zustande. Eine Sonderausgabe, gedruckt in Oberitalien, wurde im Satz zerstört.

[2] Auf Friedr. Meinecke, Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte (1924), ist gefolgt Hans Freyer, Machiavelli (in Meyers Handbüchern) 1938; Gerhard Ritter, Machtstaat und Utopie, 1942, 2. Aufl. Gegen die beiden letzteren René König, Machiavelli, Zur Krise einer Zeitwende, Zürich 1941. Eine populäre Biographie und Zeitgeschichte gibt D. Erskine Muir, Machiavelli and his time, deutsch Stuttgart 1939. Macaulays berühmter Essay darf als bekannt gelten. (Nachträglich bekannt wurde mir W. Kaegi, Vom Glauben Machiavellis, Corona X, 1940).

[3] Neuere Literatur: E. Schwartz, Das Geschichtswerk des Th., Bonn 1919 (2. Aufl. 1929). Die Analysen sind großenteils überholt, die These

Und doch ist das machtpolitische Problem von ihm zum ersten Male formuliert, durchdacht, auf seine Art gelöst worden, rund um 400, am Beispiel erlebter Zeitgeschichte, des peloponnesischen Krieges, wie zum zweiten Male, von ihm unabhängig, aus modernem Geiste dann wieder von Machiavelli, rund um 1512, am Beispiel auch wieder erlebter Zeitgeschichte, nun aber erhellt zugleich am Vorbilde der Alten, und entwickelt unter doppeltem Gesichtspunkt, unter dem monarchischen im »Principe«, unter dem stadtrepublikanischen in den »Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio«.

Beide leben in Zeitaltern, die nach kraftansammelnden Generationen auf Entladungen und radikale Lösungen drängen. Das Krisenbewußtsein dürfte bei Thukydides nicht weniger stark sein als bei Machiavelli. Beide sind sie große Patrioten, beide als Politiker verschmäht von ihren Vaterstädten, der Athener zwanzig Jahre lang verbannt, der Florentiner seines Amtes enthoben und zur Zeit, da er aufs Schriftstellern sich angewiesen sieht, unter Verhältnissen, die er als Schmach empfindet; eine Folterung hat er hinter sich . . . Bei beiden zieht die Leidenschaft, mit der sie sich an das Problem der Macht begeben, ihre Nahrung aus der Unerschütterlichkeit ihres Patriotismus. Beiden sind Moral und Macht zwei Größen, die nicht mehr in einer und derselben Rechnung aufgehen. Beide sind gefesselt durch das Schauspiel großer oder komplizierter Machtkonstellationen, beide gleich bestrebt, die Mannigfaltigkeit in den Erscheinungen der Macht auf etwas Typisches, das Wechselspiel der Politik auf etwas, was sich wiederholt, zurückzuführen. Vor den Augen beider liegt Geschichte aufgeschlagen wie ein Lehrbuch für den künftigen Politiker, für den sie schreiben; vor den Augen Machiavellis in zahllosen Musterfällen von Entscheidungen, Genialitäten, Fehlern, Remeduren, die er sammelt, systematisiert, durch dilemmatische Zerlegung für die Praxis zur Belehrung herrichtet; im Geiste des Thukydides wird der von ihm erlebte Krieg, als einziger Zu-

---

einer inneren Entwicklung bleibt. Von demselben: Charakterköpfe aus der antiken Literatur, Leipzig 1902 (6. Aufl. 1943) Nr. 2. W. Schadewaldt, Die Geschichtsschreibung des Th., Berlin 1929. M. Pohlenz, Thukydidesstudien (Götting. Gel. Anz. 1936). H. Patzer, Das Problem der Geschichtsschreibung des Th. und die thuk. Frage, Berlin 1937. A. Großkinsky, Das Programm des Th., Berlin 1936. H. Berve, Th., Frankfurt a. M. (Diesterweg) 1938. F. Egermann, Die Geschichtsbetrachtung des Th. (Das neue Bild der Antike Bd. I) 1942. H. Bogner, Th. und das Wesen der altgriech. Geschichtsschreibung, Hamburg 1937. W. Jaeger, Paideia I, 1934, S. 479 ff. O. Regenbogen, Th. als politischer Denker, in: Das Humanistische Gymnasium 44 (1933) S. 1 ff. H. Gundert, Athen und Sparta in den Reden des Th., Antike 16 (1940) S. 98 ff.

sammenhang kausaler Art, in seiner Einzigkeit ein unvergleichliches Exemplum riesigen Formats.

Während nun aber jener hierüber zum aufreizend unchristlichen Entdecker einer neuen Disziplin, zum virtuosen Techniker, zum unermüdlichen Didaktiker der ihm versagten Praxis wird, wird dieser darüber zum klassischen Historiker. Bei Machiavelli ist fast auffallend, wie wenig er sich um historische Kritik bemüht. Die Beispiele, die er aus der Geschichte anführt, sind ihm schließlich doch nur Mittel zur Verdeutlichung möglicher Fälle. Er zitiert sie gleichsam als Autoritäten. Es genügt, daß sie dem Leser einleuchten. Zumal aus der Antike sucht er sich nachträglich erst die Beispiele zu seiner von ihm selbst primär erlebten Praxis oder von ihm selbst erdachten Theorie. Seine Erkenntnisse sind nicht durch die Kritik am Überlieferten hindurchgegangen, mit Thukydides verglichen geht er einen umgekehrten Weg. Antikes dient ihm, um sein Eigenstes zu plakatieren. Während bei Thukydides das Ich hinter der Sache fast verschwindet, steht das Ich des Machiavelli gleichsam demonstrierend mit dem Zeigestock vor seiner Tafel.

Aber hier soll nicht an Machiavelli aufgewiesen werden, was modern ist, vielmehr einiges von dem Modernen dazu dienen, um das eigentümlich Griechische am Machtgedanken des Thukydides dagegen abzuheben.

Modern bei dem Italiener, wenn man von den Griechen herkommt, mutet an bereits die Vielfalt der Verhältnisse, nach denen sich die Regeln für den Virtuoso ändern. Jene Gegenüberstellungen von geistlichem und weltlichem, republikanischem und monarchischem Regiment, von Machthabern oder Untertanen solcher oder solcher Art, von alter oder neuer Herkunft, von ziviler oder militärischer Gewöhnung, von konservativem oder radikalem Geiste, kurz die Fülle der Spielarten, von denen jede ihren eigenen Regeln untersteht, bei Leibe nicht die eine mit der anderen zu verwechseln, gibt es so in der Antike nicht. Denn die Antike kennt noch nicht die Art von Empirismus, die dies erst ermöglicht. Wie stadt-staatlich normativ bleibt nicht dagegen die aristotelische Politik! Ungriechisch ist sodann das Zueinanderhin-Tendieren von Macht und Persönlichkeit. Von stärkstem Glanze bleiben doch bei Machiavelli jene Stellen, wo Macht zu Person geworden scheint, wo ihr Urphänomen in einzelnen erblickt wird, wie in der berühmten Charakteristik des Cesare Borgia, oder wie im Leben des Castruccio Castracani, als dem Paradigma eines Machtanstieges in der Form der gattungsmäßigen, antiken Mustern folgenden Biographie. Modern ist auch der Selbstgenuß des überlegenen Geistes, die Hellhörigkeit der Neugierde, die ihre Ohren gleich sehr hinter den Geheimschlössern der

Kabinette hat wie unter dem Stimmengewirr der dumpf reagierenden Massen; modern ist die Lust am Ausplaudern, die psychologische Berechnung, die geschäftliche Routine, der dédain im Hinsehen auf das Menschliche, der Spaß am Unverblümten, an herabsetzenden Paradoxen, an wertmindernden Sentenzen, als die Kehrseite der Leidenschaft zum Außerordentlichen, z. B.: »Die Menschen vergessen leichter den Tod ihres Vaters als den Verlust ihres Vermögens«, samt den daraus sich ergebenden Folgen ... Modern, nicht zuletzt, die Bindung nicht nur der virtù an das Irrationale der Persönlichkeit, sondern die gleiche Bindung auch bei ihrem Gegenteile, der fortuna (Principe c. 25): »Doch halte ich dafür, daß es besser ist, ungestüm als rücksichtsvoll zu handeln, denn Fortuna ist ein Weib, und wer sie unterwerfen will, der muß sie schlagen und stoßen. Auch lehrt die Erfahrung, daß sie sich leichter von solchen besiegen läßt als von denen, die kalt zu Werke gehen. Als Weib ist sie stets hold den Jünglingen, weil sie von weniger Bedenken und gewalttätiger sind und kühner ihr befehlen.« Wenn auch »Tyche« (gleich Fortuna) für Thukydides von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, so haftet sie doch längst nicht so an der Person.

Doch über allem ist modern, wie die Bedingungen der Macht das sie beherrschende Genie herbeizurufen scheinen. Unter anderen Gegensätzen, wie fortuna und virtù, erscheinen auch necessità und occasione. Welche Chancen für die Politik Italiens! »So wie es notwendig war, um die virtù des Moses sehen zu lassen, daß das Volk Israel geknechtet wurde in Ägypten; und um die Größe des Kyros zu erkennen, daß die Perser unter das Joch der Meder kamen; und um das Überragende an Theseus an das Licht zu rücken, daß die Athener in der Zerstreuung lebten: so war es gegenwärtig, um die virtù in einem italienischen Geiste zu erkennen, notwendig, daß Italien in seinen gegenwärtigen Zustand geriet, daß es geknechtet wurde mehr denn die Ebreer, versklavt mehr denn die Perser, mehr zerstreut als die Athener, ohne Ordnung, ohne Haupt, geschlagen, zerrissen, geplündert[4]...« Macht bedarf, für Machiavelli, um in der Geschichte sich zu rechtfertigen, der politischen Genialität, sei's eines Einzelnen, sei's einer Stadtgemeinde. Macht in ihrer soziologischen Struktur, die nur ruhende, latente, oder die sich breitmachende Macht, die anonyme, zwangsläufige Macht der Kollektive, Schich-

[4] Gewiß ist dies aus einer einmaligen Situation heraus geschrieben, Ausdruck einer momentanen Erwartung, aber in dieser Situation verdichtet sich nur ein Gefühl fürs Mögliche, von dem im Grunde Machiavelli stets bewegt wird. Zur historischen Situation vgl. die oben angeführte Literatur.

ten, Klassen, Stände, sieht er nicht, will er nicht sehen. Für ihn ist Macht mit ihren Spielformen, den danni, den rimedi, der fortuna, der virtù, der occasione, der necessità, eine Materie in den Händen des politisch schöpferischen Geistes ohnegleichen, eine Möglichkeit zu großer menschlicher Entfaltung ohne Grenzen, ohne – worin sich sein Heidentum bekundet — daß darüber etwas Höheres sich erhöbe, weder Gott noch Kirche, weder die Platonische Idee des Guten noch auch deren milderer Abglanz, die Humanität. Etwas Bedrückendes, menschliche Qualitäten Minderndes in den Entfaltungen der Macht zu sehen, nichts liegt ihm ferner. Macht hat für ihn nichts dämonisch Zwielichthaftes, nichts unheimlich Lockendes – auch nur vom Schatten einer Tragik keine Spur –, sondern im Gegenteil, wenn recht genutzt, wird sie Befreierin des menschlich Großen wie nichts anderes sonst. So ist er Optimist der Macht. Wohl kann der Kampf zwischen Fortuna und virtù zugunsten der Fortuna sich entscheiden, wohl kann das beklagenswert erscheinen, aber das ist dann das Pech der Unterlegenen: ohne diese Möglichkeit kein Kampf.

Die allgemeine Geltung der Moral wird weder angetastet, noch, wie in der griechischen Sophistik oder wie bei Nietzsche, ihrerseits auf Macht zurückgeführt, sie wird nur, unter Anwendung bestimmter Regeln, in bestimmten Fällen außer Kraft gesetzt. Ja, man kann sagen, ohne Geltung der Moral verlören jene Fälle ihren Ausnahmecharakter und damit ihr Wesen. Unter der Voraussetzung der regulären Geltung der Moral allein behauptet sich die Politik in ihrer souveränen Konsequenz. Die größten Unbedenklichkeiten Machiavellis bleiben immer noch nicht weniger moralisch als der Teufel christlich. Und Verletzung der Moral jenseits der durch die Politik gezogenen Grenzen wird verpönt. Wenn die virtù von der Moral befreit, wird sie nur desto strenger ihren eigenen Regeln – Regeln des Erfolges – unterworfen.

Mit Thukydides kommt, nicht ganz eine Generation nach Herodot, die machtpolitische Geschichtsschreibung, aus unvermitteltem Beginn, zu höchster und im Technischen bis in das 19. Jahrhundert nicht mehr übertroffener Vollendung. Da diese Geschichtsschreibung zugleich, in der Verfolgung machtpolitischer Zusammenhänge, in der Konstruktion der »Ursachen« (hinter den »Anlässen«), exakt, d. h. nach strenger Regel an ihr Material gebunden ist, so hat man, feinere Unterscheidungen beiseite setzend, sie auch als die einzige im Altertum bezeichnet, die den Namen einer ›wissenschaftlichen‹ verdiene. In der Tat, hier spricht zum ersten Male, hörbar bis in den Sprachton hinein, die Unerbittlichkeit des Faktischen, hier wird zum ersten Male zwischen dem Tatsächlichen und dem daraus zu Folgernden geschieden, wird Geschichte aufgebaut, zum ersten Male,

auf einem genau erstellten chronologischen Gerüst, wird nicht mehr nur das Eindrucksvolle ausgewählt, sondern dem Strome des Geschehens gefolgt in allen seinen Windungen. Die peinlich durchgeführte Rechnung nach Sommern und Wintern ist nicht abhängig von früheren Chronikformen, sondern steht im Dienste der Exaktheit. Kein Ereignis, das zuerst nicht zeitlich zu fixieren wäre. Die Zusammenhänge werden dadurch häufig unterbrochen, Zustandsschilderungen werden zu Exkursen, Schauplätze lösen einander ab, bunt wechselnd. Welche Mühe es gekostet hat, bis das gesammelte Material sich der kausalen Ordnung fügte, zeigt zumal der Zustand des nicht mehr vollendeten achten Buches.

Mit was allem aufgeräumt wird, läßt sich meist nur ahnen, da die Flut des Falschen, die das zeitgenössische Geschehen zu überschütten pflegt, zerronnen ist, und nur das Werk des Unabhängigen von seiner Einsicht zeugt. Wie er mit der Vergangenheit verfahren ist, zeigt der Exkurs über die Frühgeschichte, die »Archäologie« des ersten Buches. Hier wird auch zugleich für uns einleuchtend, wie diese Geschichtsschreibung, nicht willkürlich, nicht aus politischer Tendenz, sondern durch ihre eigene Konsequenz zur Demaskierung führt.

Als Beispiel diene die Betrachtung über das archaische Seeräuberwesen (I 5). Quellen sind: 1. Homer, 2. volkskundliche Beobachtungen. Etwas im Zusammenhang der Dichtung Unscheinbares wird erkannt als von historischem Gepräge, alles Übrige für Phantasie erklärt: »Denn für die Hellenen alter Zeit wie auch für die Barbaren, auf Inseln und Festlandküsten, gilt, daß sie, je länger, je mehr, mit zunehmendem Schiffsverkehr zum Seeraub übergingen, unter Führung der Vermögendsten, um deren Bereicherung willen, und unter Beteiligung der Schwachen, deren Unterhalt zuliebe. So überfielen sie die Städte, die noch nicht ummauert und noch nach der Art der Dorfschaften besiedelt waren, und raubten sie aus, und trieben dies als ihr Gewerbe, ohne daß dies Tun etwas von einer Schande an sich hatte, vielmehr brachte es einen gewissen Ruhm ein.« So die Folgerungen. Nun die Quellen: »Das bezeugen übereinstimmend gewisse Festlandsvölker, die es sich zur Ehre rechnen, hierin sich hervorzutun, wie auch die ältere Dichtung, in der überall die herkömmliche Frage an die ankommenden Fremden ist, ob sie Seeräuber seien, ohne daß sich darin weder ein Befremden seitens der Befragten ausdrückte noch ein Beleidigen seitens der Fragenden. Nicht anders war die gegenseitige Beraubung auch zu Lande üblich. In der alten Lebensform verharren noch bis heute viele griechische Kantone, in der Gegend der Ozolischen Lokrer, Ätoler und Akarnanen. Auch das Waffentragen ist diesen vom alten Räuberwesen her ge-

blieben« . . . Gemessen am Geiste der Überlieferung, verglichen mit der Welt Homers, Pindars, der Tragiker, bedeutet die Thukydideische »Archäologie«, von Anfang bis zu Ende, eine Umwertung aller bisher geglaubten Werte ohnegleichen. Klein und Groß vertauschen ihre Plätze. Übrig bleibt von aller alten Herrlichkeit allein die von den kleinsten Anfängen bis zu dem gegenwärtigen Größenverhältnis sich entwickelnde Tendenz der Macht: »Denn die vorausliegende Zeit und die noch ältere Epoche genau zu ergründen, war mir bei der Zeitenferne zwar nicht möglich, aber nach den Zeugnissen, die unter dem umfassendsten Gesichtspunkt sich als zuverlässig mir erwiesen, glaube ich nicht, daß sie groß war, weder in ihren Kriegen noch im Übrigen.« Homerische Gedichte dienen dem Historiker zu seinen Schlüssen wie Tabellen oder Karten dem Strategen. Die monumentale, der Erinnerung dienende, im religiösen Glauben wurzelnde Geschichtsschreibung wird abgelöst durch die entzaubernde, die durch die Wolke des Erinnerten hindurch das Eigentliche, das »Genaue« sucht, und das Entscheidende, das übrig bleibt, ist jedesmal, in dieser oder jener Form, ein Quantum Macht. Qualitatives wird zuletzt auf ein quantitativ zu Messendes zurückgeführt, nicht anders als in den Systemen der gleichzeitigen Kosmologie.

Und doch ist das nicht ohne weiteres Wissenschaft im Sinne unseres neunzehnten Jahrhunderts, nicht Erkennen-Wollen, ›wie es eigentlich gewesen‹. Im sogenannten »Methodenkapitel« (I 22) heißt es: »Bei allem, was Handlung ist in diesem Krieg (im Gegensatz zu den Reden), habe ich mich nicht begnügt, den ersten besten Nachrichten nach meinem eigenen Gutdünken zu folgen, vielmehr habe ich nur solche Dinge aufgezeichnet, deren Augenzeuge ich selbst gewesen, oder worüber ich von anderen möglichst das Authentische habe erfahren können. Doch das aufzufinden kostete Mühe, da die Tatzeugen verschieden aussagten, je nach Parteinahme oder Gedächtnis. Mag der Mangel an erzählerischem Gut geringeren Anreiz bieten: wer um die Tatsächlichkeit (die »Deutlichkeit«) wie des Vergangenen, so auch des Zukünftigen – das, wie die menschliche Natur nun einmal ist, so oder ähnlich sein wird – sich bemüht, der wird urteilen, daß es nützlich ist, und das genügt. Geschrieben steht es nicht als Schaustück für den Augenblick, sondern zum bleibenden Gewinn.«

Es geht danach um ein Tatsächliches, das nicht einmalig, nicht individuell ist: das aus der Vergangenheit klar werden soll, um fürs Zukünftige zu nützen. Man hat sich gefragt, ob dies Zukünftige vom Leser oder vom Schriftsteller aus gemeint sei, doch an diese Frage

hat Thukydides selbst kaum gedacht[5]. »Vergangenes und Zukünftiges« ist ein ›polarer Ausdruck‹, mit dem etwas am Geschehen schlechthin gemeint ist, als das Eigentliche, tiefer Liegende, das unter allem Wechsel des Individuellen bleibend ist, weil gründend in der menschlichen Natur. Es steht im Gegensatz zum Unterhaltenden, Erzählenden, Anmutig-Anekdotischen, zum Wettbewerb des Augenblicks – jenem hat Herodot gehuldigt, diesem dient das vorliegende Werk. Zum Anwendbaren, Allgemeinen führt der Weg nur durch die kritische Betrachtung des Besonderen. Doch zugleich mit der Kritik im einzelnen wird, aus dem Gegensatze des Allgemeinen und Besonderen, jene Dimension des Geistes unversehens gewonnen, die wir meinen, wenn wir von Geschichte reden (d. h. von Geschichte als Kausalzusammenhang, nicht im modernen, morphologisch-strukturellen Sinne). Das Werk treibt in seinen Konsequenzen über seinen formulierten Zweck hinaus. Thukydides ist in gewissem Sinne mehr Historiker, als er es selber wahr hat.

Wie jedoch der machtpolitische Gesichtspunkt schon aus dem Begriff der Anwendbarkeit offenkundig wird, so wird er in der Tat, mit einer Strenge, die kein Abschweifen erlaubt, durch die acht Bücher hindurch festgehalten. Von scheinbaren Ausnahmen wird noch die Rede sein. Hier ein paar Beispiele dafür, was alles unter diesem Blick erfaßt, wie die Thukydideische berühmte »Objektivität« durch ihn bedingt wird.

Die »Größe« des Krieges wird gleich zu Beginn hervorgehoben und durch jene radikale Analyse der Vergangenheit bestätigt: denn in diesem Kriege kommt etwas zu beispielhafter Sichtbarkeit und letzter Reife, was seit dem Beginn der griechischen Geschichte in allmählichem Wachstum begriffen war. Das einzige Verhältnis des Historikers zu seinem Stoff ergibt sich aus der Reife der geschichtlichen Entwicklung auf der einen Seite, aus der Reife des durchdringenden politischen Verstandes auf der anderen. Letzteres, wenn auch mit Worten nicht davon geredet wird, ist doch in Stil und Haltung zu verspüren, zu verspüren auch in der Kritik an Herodot. Das am Geiste der Aufklärung sich nährende Bewußtsein, im Besitze einer so noch nie zuvor erreichten Einsicht in das Wesen des Geschehens zu sein, trägt und erfüllt das ganze Werk.

So stark dieses Bewußtsein ist, so streng enthält sich andererseits Thukydides jeder Kritik im eigenen Namen. Er argumentiert nicht, reflektiert nicht, in dem Zeitalter und in dem Staatswesen, dem »Überredung«, Peitho, über alles geht, verstopft er ihr den Mund. Das Instrument, das in der ephemeren Publizistik um ihn her be-

[5] Großkinsky S. 68 f. Dazu Patzer S. 74 und 90 f. Zuletzt Egermann S. 289 f.

reits mit solcher Virtuosität gehandhabt wurde, gilt ihm nichts. Während ringsum das schriftstellerische »Ich«, »Ich sage«, »Ich behaupte«, »Meine Ansicht ist« sich zu gerieren liebt, als gelte es den Sieg in einer Abstimmung, tritt er mit seinem »Ich« zurück, mit einer Schweigsamkeit, die wie Protest ist. Wie überlegen zählt nicht Machiavelli all die Fehler auf, die sich Ludwig XII. hat zuschulden kommen lassen, als er in Italien einfiel! Wie enthält Thukydides sich jeder Nennung eines Fehlers, wo die Fehler mit so furchtbarer Lehrhaftigkeit sich häufen wie in der sizilischen Expedition! Gewiß, der Reden werden auch bei ihm genug gehalten, aber sie erschöpfen sich in ihrer Antithetik, richten sich gegeneinander, fangen ihre Gründe gegenseitig ab – der Siegeszuversicht des Perikles z. B. steht die nicht geringere der Korinther gegenüber –, dienen der Erhellung der jeweils latenten machtdynamischen Konstellation, doch mit ihnen bekehrt der Autor nicht, plädiert er nicht. Von Zeit zu Zeit ein Fingerzeig, auch der selten genug, das ist das Äußerste, zu dem er sich herbeiläßt[6]. Und das, obwohl durch das ganze Werk hindurch ein einziger Beweis geführt wird: der Beweis, daß der von Perikles gewollte Krieg – gewollt, weil er nach tieferer Notwendigkeit nicht zu vermeiden war – durch keine, weder innere noch äußere Notwendigkeit verloren ging, sondern allein durch ein paar Fehler, klein an Zahl, doch um so folgenschwerer, im Verein mit einem sittlichen Versagen der nachperikleischen Politik. Bei der Beispielhaftigkeit des Krieges handelt es sich nicht zuletzt auch um die Beispielhaftigkeit der aus ihm abzulesenden Fehler. Doch wie wird der Zweck erreicht! Mit welcher »Objektivität«! Mit welcher Doppelung des Standorts!

Eine weitere, oft bemerkte Regel ist die Anonymität der handelnden und redenden Personen. Mit gewissen Ausnahmen, für die es aber besondere Gründe gibt, sind es nicht einzelne, sondern die Kollektiven, »die Athener«, »die Korinther«, »die Lakedämonier«, die da handeln, reden, auf den Plan treten. Nur wo Persönliches in die Verläufe eigenmächtig eintritt und in der Aufrollung der Kausalzusammenhänge nicht mehr zu umgehen ist, wird Individuelles dargestellt, doch auch nicht weiter, als es ins pragmatische Geschehen hineinreicht. So entstehen, als Ausnahme, die scharf umrissenen Porträts zumal der vier Athener, die das Schicksal ihrer Stadt bestimmen: das des Perikles und seines Gegensatzes Kleon, das des Alkibiades und seines Gegensatzes Nikias. Ihnen gegenüber steht, auf Seiten der Spartaner, Brasidas, mit einem Lob bedacht – das

[6] Nur in der Archäologie tritt hie und da das Ich hervor, weil in der Tat hier rekonstruiert und kritisiert wird und die Subjektivität nicht zu umgehen ist.

Lob ist um so unerhörter, als der Gegenspieler außer Kleon hier doch auch der Autor selber als Stratege ist, der sich in dieser seiner Rolle, gegen Brasidas, fast zu vernichten scheint – mit einem Lob bedacht, wie um dem Fehlerhaften gegenüber auf die Möglichkeit des Tüchtigkeitserfolges hinzudeuten: in dem Maße, wie Athen sich selbst mit seinen Sympathien zugleich um seine Chancen bringt, erhebt sich Sparta überraschend aus seiner Bedrohung durch das Ritterlich-Gewinnende des einen Mannes. Seine Laufbahn schließt – als gelte es, ihm obendrein ein Monument zu setzen – mit seiner Heroisierung (V 11). Und doch gilt das nicht so sehr seiner Person als einer Wende der politischen Entwicklung: die Heroisierung des Spartaners ist Symptom des Stimmungsumschwungs in den bündischen Gemeinden. Das Porträt Lysanders, offenbar dazu bestimmt, mit dem des Brasidas zu kontrastieren, ist nicht mehr zur Ausführung gekommen (vgl. IV 81).

Die paar Ausnahmen durchbrechen also nicht die Regel, nach der das Persönliche an sich in der Geschichte keinen Ort hat. Um so schärfer profiliert werden die Kollektiven, die Athener, die Korinther, die Spartaner . . . Sie sind, für den Physiognomiker der Macht, die eigentlichen Charaktere. Wenn Ranke mit zunehmendem Alter mehr und mehr das Allgemeine über das Besondere stellte, die politischen Mächte autonom, über die Köpfe der Beteiligten hinweg, nach ihnen innewohnenden Tendenzen handeln sah, so ist Thukydides von Anfang an, als Polis-Grieche, einer ähnlichen Erkenntnis aufgeschlossen.

In noch ganz besonderer Weise gilt das für die Reden. Er gibt, wie bekannt (I 22), die Reden nicht, wie sie gehalten wurden, sondern konstruiert sie kraft Reproduktion des ›Sinnesganzen‹, aus dem heraus sie gehalten wurden. Freilich, eine eigentümlich griechische Tendenz des Logos, sich ins Allgemeingültige zu erheben, das zufällig Momentane abzustreifen, kommt noch außerdem hinzu. Die wesentliche, ideale Situation kann von der urkundlich beglaubigten mitunter so stark abweichen, daß während der peloponnesischen Debatte über Krieg und Frieden eine attische Gesandtschaft als anwesend eingeführt wird allein aus dem Grunde, weil Thukydides in dem Konzert der Stimmen einer kontrastierenden Athenerrede just an diesem Ort bedurfte (I 73). Doch durch solche Distanzierung vom Empirisch-Faktischen hat er erreicht, daß Ausbruch und Entstehung des peloponnesischen Krieges heute noch uns als ein Paradigma eines Kriegsausbruches anspricht, das nicht auszulernen ist. Wie da die tatsächlich Verursachenden in der diplomatischen Entwicklung die Zurückhaltenden sind, die scheinbar, ja tatsächlich um den Frieden sich Bemühenden; wie sich die Kräfte gegenüberlie-

gen; die spartanische Friedenspartei das Spiel verliert, weil die aktiveren nun einmal die am Kriege Interessierten sind; wie der spartanische Ephor die hetzenden Korinther übertrumpft; wie von demselben das Manöver mit der Volksversammlung zur Bekundung einer überwältigenden Mehrheit vorgenommen wird; wie gleichwohl dann von beiden Seiten immer noch Bedingungen gestellt werden – statt des modernen Notenwechsels wechseln die Gesandtschaften, statt der modernen völkerrechtlichen ergehen sakralrechtliche Vorhaltungen –; wie sich die Entwicklung überschlägt; das religiöse Recht, zur öffentlichen Autorisation mißbraucht, zur Farce wird: die Beispielhaftigkeit in alledem ist heute kaum geringer als vor zweieinhalb Jahrtausenden.

Aber von was nicht allem hat Thukydides, um diese Wirkung zu erreichen, absehen müssen! Welche Fülle von Bezeugtem, welche Massen von Erinnerung hat er ungenutzt gelassen! Man bedenke: an den Namen der Agierenden hängen doch auch die Anekdoten! Was würde aus Herodots Werk, striche man darin die Anekdoten! Wieviel Stimmung und Gesinnung, wieviel Atmosphäre, um von den Ereignissen zu schweigen, lebt nicht mit und in den Anekdoten! Bei Thukydides gibt es fast keine einzige. Und welche Massen müssen umgelaufen sein! Wie strotzt davon nicht die gleichzeitige Komödie! Wie schwelgt sie in Aperçus, Entgleisungen, Zitaten! Nicht einmal zu seinen Reden hat Thukydides dies ungeheure Material herangezogen. Alles bei ihm redet einerlei thukydideisch, drückt sich aus in jenem kunstvoll schweren, ringenden Stil, in dem die Sprachdynamik mit der Machtdynamik sich so unvergleichlich zu durchdringen scheint.

Was aber ist das Wesen, was die Formen und Erscheinungen der Macht? Da es gewagt sein würde, aus Vokabeln und Begriffen, die Thukydides zwar anwendet, doch über die er sich zusammenhängend nicht erklärt hat, etwas Systematisches zu folgern, so belassen wir es bei den paar Beobachtungen, die sich ohne weiteres ergeben[7].

Unter anderem: Die Ergebnisse der machtpolitischen Prozesse sind weit weniger auf menschliche Zielsetzungen zurückzuführen als auf Zwangslagen. Das als aktiv Anmutende ist reaktiv. Wenn nach üblicher Anschauung das Treibende im Handelnden der Wille ist, das sachlich ihn Bestimmende der Vorteil, so wird von Thukydides

[7] Auch mache ich keinen Versuch zur Konstruktion einer Thukydideischen Historik. Will man das Beispiel einer solchen, so befrage man Moritz Ritter, Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft, München und Berlin 1919, Kap. I. Man findet dort die Thukydideische Methode an modernen fortschrittlichen Maßstäben gemessen.

das erste geradezu geleugnet und das zweite als erst sekundär betrachtet. Expansion ist zwangsläufig, entspringt der Furcht.

In jener Rede der Athener heißt es (I 75): »Wir wurden aber durch die Sache selbst anfangs gezwungen, unsere Herrschaft so weit auszudehnen, vor allem durch Furcht, danach auch um der Ehre, später auch um des Nutzens willen.« Diese drei also sind die Antriebe bei einem Machtstreben von solcher Konsequenz. »Furcht« (Sicherung) am Anfang, am Ende der »Nutzen«. Das ursprüngliche Motiv ist nicht dasselbe wie das später in die Augen stechende. Wie sehr es sich hierbei um eine typische Entwicklung handelt, zeigt die Nutzanwendung: »Hättet ihr Spartaner statt unser die Führung übernommen, ihr sähet euch in dieselbe Zwangslage versetzt: entweder mit Gewalt zu herrschen oder euch selbst zu gefährden.«

Aber gilt das als Gesetz schlechthin? Und wenn das nicht der Fall, in welchen Grenzen? Es gibt andere Zusammenhänge, in denen Thukydides nicht daran denkt, geschichtliche Entwicklungen als etwas Zwangsläufiges zu erklären. Es gibt, worauf immer wieder hingewiesen wird, neben »Ananke« noch das weite Feld der »Tyche« – und daneben das des Richtigen und des Verfehlten. Bei der Abstimmung vor der sizilischen Expedition, im Redekampf des Nikias und des Alkibiades im Jahre 415 (VI 9 f.), zeigt sich etwas wie das Paradigma des entgegengesetzten Falles: daß statt Zwangs die Willkür, statt der »Furcht« persönliches Ressentiment und Ehrgeiz über Sicherung und ins Auge Fassen der Gefahr die Überhand gewinnen. Jenes, worauf die Athener vor Beginn des ganzen Krieges sich berufen, ist ein Beispiel heiler Politik, das hier sich abspielende Schauspiel das einer entarteten; jenes der Generation des Perikles, dieses der Generation des Alkibiades. Was mit Worten nicht gesagt wird, doch aus dem Vergleich der beiden Kriegsanfänge ohne weiteres sich ergibt, ist: wie das Vätererbe von der Jugend, die das Maß verlor, vertan wird. Dies der Grund, weshalb auch das Persönliche, weshalb z. B. auch die Art der Rennsiege des Alkibiades zur Charakteristik dieser Art von Politik gehört. Daher auch die geflissentlichen eigenen Hinweise des Alkibiades auf seine Jugend ... Machiavelli war der Meinung, als Weib lasse sich Fortuna gern von Jünglingen bezwingen (oben S. 187). Thukydides scheint anderer Meinung.

Nun aber ein drittes Beispiel: der berühmte Melierdialog vom Jahre 416 (V 84 ff.). Wenn Menschen Fehler machen, läßt sich einwenden, so folgt daraus noch nicht, daß nicht die Macht an sich, nach ihren eigenen, ihr selbst innewohnenden Prinzipien, wenn nach ihren eigenen Spielregeln behandelt, eine eigentümliche Gesetzlichkeit und folglich auch Zwangsläufigkeit im idealen Falle zu erkennen gebe. Und hierum scheint es sich in der Tat bei diesem Dialog zu handeln.

Im Jahre 416, während Alkibiades im Anstieg ist, belagern und erobern die Athener ohne jeden Rechtsgrund die kleine Ägäis-Insel Melos. Das Ereignis selbst hat keine sichtbaren unmittelbaren Folgen. Thukydides aber läßt ihm einen frei erfundenen Dialog vorangehen, wie als ob er in sein Bild der Zeit ein kaltes Licht einsetzte, in dem sich weithin, nach vorwärts wie nach rückwärts, die Umrisse der Ereignisse verschärfen: ein Gespräch, in kurzen Sätzen, antithetisch wechselnd, zwischen einer athenischen Gesandtschaft und der melischen Regierung. Exemplifiziert wird, unter was für Formen, was für Opfern und vergeblichen Protesten, nach den Spielregeln der Politik, der Schwächere dem Stärkeren unterliegt. Der Sieger auch im Kampfe des Geistes, im Streite der Gründe pro und contra, ist der Mächtigere, die Athener. Der Sieg ist zugleich ein Sieg der Ratio über die irrationalen Werte, des errechenbaren »Nützlichen« über das zu erhoffende »Gerechte«. Es ist dies Gespräch, an das man zuerst denkt, wenn man von Thukydideischem »Machiavellismus« redet. Hier zugleich erweist sich, deutlicher denn je, Thukydides als Schüler der Sophisten, als vertraut mit ihren Theorien vom Rechte des Stärkeren, wie derjenigen des Kallikles in Platons Gorgias oder des Thrasymachos im ersten Buche der Politeia. Wenn auch bei Thukydides Moralisches nicht theoretisch abgeleitet, ein Naturrecht nicht begründet wird, so wird dafür das Wesen nackter machtpolitischer Dynamik aufgedeckt weit über das hinaus, was jene sich wohl hatten träumen lassen. An verhaltener Leidenschaft, an Furchtbarkeit erinnert das Gespräch eher noch an einige Situationen des gleichzeitigen Euripideischen Theaters.

Ein paar Sätze:

Athener: »Wie wir nun selbst auch nicht mit schönen Redensarten, wie daß wir mit der Auflösung der Mederherrschaft unser Recht auf unsere Herrschaft uns verdienten, oder daß wir gegenwärtig gegen eine Rechtsverletzung uns zur Wehr setzen, mit Worten, die nicht überzeugen, unsere Zeit vergeuden: so wünschen wir auch nicht von euch das Argument zu hören, daß euch eure Abstammung von Sparta zur Neutralität verpflichte, oder daß ihr uns doch kein Unrecht getan habt, vielmehr daß verwirklicht werde, was euch selbst wie uns nach unserem wahren Denken *möglich* ist: da es unter uns Wissenden doch kein Geheimnis ist, daß der Begriff *gerecht* im Urteilsspruch der Menschen nur bei gleicher Zwangslage für beide Teile angewandt wird, wogegen das Mögliche vom Überlegenen aus gefordert und vom Schwachen eingeräumt wird.«

Melier: »Und doch wäre es, möchten wir annehmen, von Vorteil (notgedrungen, da ihr schon ›gerecht‹ durch ›nützlich‹ zu ersetzen uns anweist), nicht das Allgemeinverbindliche des Guten aufzuhe-

ben, sondern im Interesse des jeweils Betroffenen auch ohne genauen Maßstab das als billig Geltende zu seinen Gunsten sprechen zu lassen. Auch nicht weniger zu euerem eigenen Vorteil, insofern als ihr, bei einem Rückschlag, durch die Größe eurer Strafe anderen zum Exempel werden könntet.«

Athener: »Unserer Herrschaft Ende, sollte es selbst dahin kommen, macht uns keine Sorge. Sind doch nicht die über andere Herrschenden, wie Sparta, eine so große Gefahr für die Besiegten, wie wenn ihre eigenen Untertanen über sie herfallen . . .« Im übrigen stehe nicht das zur Frage, sondern Vorteil und Erhaltung: Vorteil für Athen und Existenz für Melos usw.

Spricht damit Thukydides sein letztes Wort im eigenen Namen? Lassen wir die Frage vorerst in der Schwebe. Genug, daß in diesem Dialog, hinter verschlossenen Türen, unter Eingeweihten, das Wesen der Macht entlarvt wird. Auf die Reden folgt, nach heldenhaftem Widerstand, der Untergang derer, die im Vertrauen auf Götter und Menschen der Logik der Macht sich zu entziehen hofften. Sparta gibt das kleine Melos preis und zuckt nicht mit der Wimper. Die Wehrfähigen werden getötet, Kinder und Frauen in die Sklaverei verkauft, das Land besiedelt mit fünfhundert attischen Kolonisten.

Aber Recht und sittliche Weltordnung sind nicht die einzigen geglaubten Mächte, über welche die reale Macht, die Macht im Sinne des Politikers obsiegt. Wenn man den ganzen Kosmos menschlicher Kultur als etwas Vordergründliches betrachten wollte, hinter dem der Kampf der Machtquanten, in welcher Form auch immer, als das Ausschlaggebende sich abspiele, so würde man nicht weniges Thukydideische zugunsten einer solchen Anschauung zitieren können. Macht- und Freiheitsstreben sind die Triebfedern des Menschen, nach der Rede des Diodotos (III 45), Machtstreben ist Natur, erklärt der Melierdialog, und wie die einzelnen, so gehen die Staaten darin auf und fragen nicht nach Rasse noch Kultur. Die Stammestümer treten in das Blickfeld des Historikers fast überhaupt nur da, wo die politischen Gruppierungen ihre natürlichen Gruppierungen durchkreuzen und entmächtigen (Hermokratesrede IV 61; Katalog der Bundesgenossen VII 57). Nicht als ob damit alles und jedes, was sich nicht als Macht auswiese, Schein und Name würde – Macht, die nicht noch etwas anderes wäre, gibt es überhaupt nicht. Doch das hindert nicht, daß Macht, in welcher Form auch immer, sei es materielle, sei es geistige, sei es latente, sei es aktivierte, in der Rechnung des Politikers der allgemeine Nenner ist, auf den zurückgeführt die Größen zu vergleichen, Ursachen und Wirkungen in Übereinstimmung zu bringen sind. Unser Begriff des »Potentials« ist auch schon

dem Thukydides, zwar nicht dem Namen, doch der Sache nach, nicht fremd. Bei der Berechnung der athenischen Machtquellen z. B. läßt er seinen Perikles zuguterletzt erwägen (II 13): »Und wenn sie von allem abgeschnitten werden sollten, meinte er, so würden sie den goldenen Schmuck der Pallas selbst verwerten können, den er auf vierzig Talente feinen Goldes schätze, und der ganz abnehmbar sei.« Das Heiligste des Kultes, das Sinnbild der Hegemonie Athens, das Werk des Phidias, zählt als Zahl – in welcher Rechnung! Doch nicht anders wird auch von den Gegnern eins ins andere verrechnet, auch sie rechnen mit den Goldschätzen der nationalen Heiligtümer (I 121, in der Rede der Korinther) ... Übrigens bezeichnend, daß auch das als Rede und Erwägung mitgeteilt wird, nicht unmittelbar: wie alles, was Situation ist.

Aber geht wirklich das Ganze in der machtpolitischen Rechnung auf? Gibt es z. B. nicht doch auch die Charakteristiken der Stammesstaaten, also doch auch der gewachsenen Lebensformen, der geschichtlichen »Ideen«? Aber so unvergeßlich sich das einprägt, wie wird doch zuletzt auch das wieder auf Macht bezogen! So lebendig in der Rede der Korinther (I 70) die Spartaner und Athener porträtiert erscheinen: was liegt den geschliffenen Antithesen ihrer »Synkrisis« zugrunde? »Jene sind Neuerer, scharf zugreifend, und wie im Erkennen, so auch im Verwirklichen. Ihr nur geschickt, das zu behalten, was ihr habt, an nichts darüber hinaus zu denken, und im Ausführen nicht einmal dem Notwendigen zu genügen. Jene sind kühn über ihre Macht hinaus, sich wagend über ihr Entschließen und in der Gefahr voll Zuversicht. Eure Art dagegen ist, im Handeln hinter eurer Macht zurück zu bleiben, im Beschließen nicht einmal dem Sicheren zu trauen, und aus der Gefahr zu glauben nimmermehr erlöst zu werden. Sie sind rasch zur Tat, gegen euch Zauderer, wanderlustig, gegen euch, die ihr mehr an der Scholle klebt als alle anderen ... Fände man, alles in allem, sie seien dazu geboren, weder selbst zur Ruhe zu kommen, noch andere zur Ruhe kommen zu lassen, man hätte nicht Unrecht.«

Wie werden doch die Stammesarten sichtbar nur im Spiegel wiederum der Macht! Wie wird am Geiste das allein begriffen, was im Kriege sich verwirklicht! Was von praktischer Bedeutung für den praktischen Politiker ist! Ist da Herodots Blick nicht doch weiter? Jener Blick des Staunens, der umfaßt, »was von Menschen getan ward« – jenes »Große und Bewunderungswürdige von Taten, durch das teils Hellenen, teils Barbaren von sich zeugten«? Athen gegen Sparta, heißt das nur ein Machtsystem gegen ein anderes, wenn auch noch so sehr bis in das Geistige hinein begriffen? Und wo bleibt der Gegensatz der Griechen und Barbaren? Hat das Schauspiel, von

dem der Historiker nicht loskommt, die Faszination des Bruderkrieges ihn so sehr von allem anderen abgezogen, daß er blind dafür ist, wie im weltpolitischen Zusammenhang das Ringen zwischen Sparta und Athen nur eine Episode ist im Kampfe zwischen Orient und Okzident? Sieht Herodot, wenn auch naiver, da nicht doch historischer? Und nicht nur Herodot, sondern selbst Aristophanes, der Komiker? Der Held des »Friedens« (421) schreckt in seiner Kühnheit nicht davor zurück, Zeus Vater zu verklagen, er verrate die Hellenen an die Meder ... Warum keine einzige der zur Erhellung aller Hintergründe aufgewandten Reden, die auf den latenten Gegensatz von Griechischem und Persischem im Osten oder von Karthagischem und Griechischem im Westen wiese? Die z. B. auf das Epochale der Tatsache deutete, daß kaum Athens Macht auf Sizilien sich verblutet hat, als auch schon ein asiatischer Satrap entscheidend in das Ringen zwischen Griechen sich hineinmischt? Stößt hier nicht die machtpolitische Geschichtsschreibung mitsamt der Praxis, welcher sie entspringt, an ihre Grenzen? Übersieht sie, auf die »Ursachen« gebückt, nicht das viel Wichtigere, das sich dem erschließt, der sich den Blick für die Symptome freihält?

Aber steht dem nicht entgegen die berühmte »Leichenrede«? Die Rede des Perikles auf die Gefallenen vom Jahre 431? Am Beginn des ganzen Krieges, als Preis der Idee Athens, als Denkmal und zugleich selbst Beispiel höchster griechischer Kultur, steigt sie nicht als ein Gipfel auf, der alles andere überragt? Und redet hier Thukydides, in freier Würdigung des freisten Geistes, nicht auch endlich frei von jenen Schranken, denen er, um des »Genauen« willen, sonst sich unterwirft? Jener Gedanke der »Erinnerung«, das Monumentale, der Beruf des Künders für die Nachwelt, alles das, was Herodot hat sein wollen, und was Thukydides hat nicht sein wollen, wird das nicht, im Widerspruch zu seinen eigenen Grundsätzen, am Ende doch über ihn Herr? Dies Bild von dem, was einmal und unwiederholbar war, was hat das mit den Lehren für den künftigen Politiker zu tun? Ja, wird hier nicht, wie man die Rede jüngst hat deuten wollen, geradezu der »Staatsdenker« von dem Kulturpolitiker, von dem Verkünder der »Paideia« abgelöst?[8]

[8] W. Jaeger, Paideia S. 512 f. Ob »der synthetische Charakter des attischen Geistes«, die »konstruktive Brücke« zwischen Dorertum und Joniertum, »das idealhaft ausgewogene Zusammenspiel«, wenn man ihn darauf hingewiesen hätte, den Thukydides so interessiert hätte, wie Jaeger meinen möchte? Noch weniger, scheint mir, ist die »Idee der Paideia«, der attische Geist in seiner »überzeitlichen Dauer« ihm ein »tröstendes Bewußtsein« im politischen Zusammenbruch. Wohl denkt der Thukydideische Perikles auch an den Nachruhm (II 64, 3), aber gerade da ge-

Es bleibt dem Leser unbenommen, diese eine, einmal sich heraushebende Stimme stärker zu vernehmen als das Übrige zusammen. Aber schwebt dies Lob Athens wirklich so frei? Wenn auch die Form der Grabrede durchbrochen wird, das Thema »Staat und Leben«, »Politeia und Epitedeusis«, in solchen Reden nicht herkömmlich ist: sind die Gefallenen für den Schriftsteller nichts als ein Vorwand? Und bedient er seines Perikles sich nur, um unter dessen Maske seinen eigenen Nachruf auf Athen zu halten? Das, was beide Themen, Lob Athens und Lob der Toten, aneinanderschließt, ist doch vor allem der Gedanke an das Opfer! »Was ich an der Stadt gepriesen habe, das hat ihr als Schmuck verliehen das Heldentum (die aretai) von diesen und von solchen« (II 42, 2). So der Übergang. Die Toten des ersten Jahres, so gering an Zahl, stehen stellvertretend für die ganze in dem langen Kriege dahingesunkene Jugend. Und die Staats- und Lebensform, die solche Opfer – wieviel größere doch als die von Sparta dargebrachten! – möglich machte, ist die vielverschrieene, wohl zumal auch, als Thukydides dies schrieb, verurteilte Demokratie! Wenn der Beweis erbracht war, daß die Schuld am Untergang Athens nicht seinen größten Staatsmann traf, so war damit erst eine Hälfte des Beweisganzen gewonnen: auch die »Politeia«, wie sie unter Perikles bestand, trifft nicht die Schuld! Nicht darum ging Athen zugrunde, weil Spartas System sich auf die Dauer als das stärkere erwies. Staatsmann und Staat gehen Hand in Hand, gerechtfertigt der eine mit dem anderen[9].

Wie der zweite Teil der Grabrede die Opfer auf Athens und Spartas Seite miteinander vergleicht (II 42,2 f.), so zieht sich ein Vergleich mit Spartas *Ruhmestiteln* durch den ganzen ersten Teil, den Preis der Politeia. Es bedürfte nicht erst jenes Seitenblicks auf die

---

denkt er ausschließlich der Macht, der Ausdehnung des Reiches und seiner Siege. Auch II 43, 3 gilt der Politik.

Einwände gegen den Begriff des »Staatsdenkers« bei Berve S. 40. Bei Jaeger tritt das Strategische zurück. Der Krieg erscheint »in erster Linie als ein Kampf der Geister und erst in zweiter als militärischer Vorgang« S. 490.

[9] Anders meint H. Gundert, Antike 16, S. 110, daß Thukydides die tiefste Ursache für das Scheitern Athens nicht in der Wirkung des Krieges, sondern letztlich in derselben Demokratie gesehen hätte, die es groß gemacht habe. Wir müssen uns doch wohl hüten, spätere Entartungstheorien, wie die des Platonischen Staates (8. Buch), in Thukydides hineinzutragen. Hätte im Glanz des Perikleischen Athens von Anfang an der Keim zu seinem Verderben angedeutet werden sollen, wie anders hätte dann alles angelegt werden müssen! Mit Thuk. II 65, 13 scheint mir Gunderts Meinung unvereinbar.

spartanischen Fremdenvertreibungen, um das bewußt zu machen[10]. Immer ist die innere Form, in jedem Satz, bei jeder einzelnen Erscheinung, die verglichen wird, ein »zwar – jedoch«. Bei aller Feinheit, aller Schönheit, allem Geist ist doch die Tauglichkeit zur »Herrschaft«, die Erziehung und Bereitschaft zum Opfer um ihretwillen in Athen um nichts geringer. Jene Spannung, die in jedem Satz zu spüren ist, ist nicht die allgemeine einer Diskrepanz und Harmonie in der Synthese eines Bildungsideales aus gegenstrebigen Elementen, immer wird etwas, was jene Tauglichkeit in Frage stellen könnte, ja bei allen anderen notwendig gefährden müßte, in Athen entweder Zeichen eines Überschusses oder, dank der eigentümlichen Verschlingung der Motive, noch ein Ansporn mehr zur Sicherung des politischen Erfolges.

Ein paar der bekannten Beispiele:

»In der Erziehung suchen jene durch beschwerliches Trainieren von Kind auf zur Tapferkeit heranzubilden. Wir, ob wir schon ohne Zwang dahinleben, stellen uns um nichts weniger der gleich schweren Gefahr.«

»Und doch, wenn wir in Unbekümmertheit, mehr denn uns übend in Entbehrungen, indem wir unsere Tapferkeit mehr unserer ›Art‹ als unserem ›Gesetz‹ verdanken, unser Leben auf's Spiel setzen, so haben wir noch obendrein den Vorteil, an erst zukünftigen Übeln nicht voraus zu leiden, und dennoch an Mut, sobald es Ernst wird, hinter den immer Trainierten nicht zurückzustehen.«

»Wir lieben die Schönheit, doch ohne Aufwand, wir lieben die Weisheit, doch ohne Weichheit.«

Selbst jener berühmte Satz, in dem Athen die hohe Schule von ganz Hellas heißt, vergleicht die attische Geschmeidigkeit in allen Lebenslagen mit spartanischer Zucht und Dressur . . . Der aristokratischen Scheidung zwischen dem Beruf zur Politik und zum Erwerb steht die athenische Vereinigung beider Berufe gegenüber: »Als in denselben Menschen wohnt in uns der Eifer im Privaten wie im Öffentlichen; so verschieden auch unsere Berufe sein mögen, kommt der politische darunter nicht zu kurz.« Usw.

Mag man auch immer in der Leichenrede eine Nänie auf Athen vernehmen, läßt sich doch nicht leugnen, daß das Bild Athens, das hier entworfen wird, erst vor dem machtpolitischen Hintergrunde, vor demselben, der das ganze Werk zusammenschließt, in seinem ganzen Glanze leuchtet.

[10] Zu den Vergleichen zwischen Sparta und Athen vgl. E. Schwartz S. 147, wo allerdings diese Vergleiche allzusehr in das persönliche Erlebnis umgesetzt sind. Indem die Leichenrede zu einer Programmschrift wird, wird sie im Ganzen des Geschichtswerks isoliert.

Aber ist das alles? Haben wir der Größe des Thukydides genug getan, wenn wir den Machtpolitiker mit allem, was sein Blick umfaßt, bewundern? Das Gefühl sagt uns, daß da noch etwas fehle. Gehen wir dem Gefühle nach!

Aber das heißt nun ein Gebiet betreten, von dessen Vorhandensein wir uns erst einmal überzeugen müssen; ein Gebiet, das man zwar öfter schon berührt hat, jedoch ohne sich darüber Rechenschaft zu geben: das Gebiet des von Thukydides Verschwiegenen.

Es gibt, wie mir scheint, keinen Historiker, ja überhaupt nicht viele Schriftsteller, bei denen das Nicht-Gesagte – nicht nur etwa jenseits des Gesagten läge, sondern so zum Greifen dicht, so spürbar in das Werk hineinreichte, so daß man immer wieder sich gezwungen sieht, das, was gesagt wird, aus dem Nicht-Gesagten zu ergänzen. Dabei treibt die Nötigung zu deuten keineswegs ins Subjektive. Es gibt Werke anderer Art, die ihre Deutbarkeit über das Ausgesprochene hinaus ihrem Symbolgehalt verdanken. Darum handelt es sich hier nicht. Und wieder andere, in denen Welten zwischen den Zeilen stehen. Auch darum handelt es sich nicht. Es handelt sich um etwas – aber besser ist, ich bringe ein paar Beispiele. Um auch das philologische Gewissen zu beruhigen, darf ich versichern, daß die fruchtbarsten der jüngsten Interpretationen immer weiter sich bereits in dies Gebiet begeben haben.

Erstens. Neben und unter dem machtpolitischen Zusammenhang – wir deuteten schon darauf hin – gibt es in der Thukydideischen Geschichtsschreibung auch eine staatsethische Komponente. Schon das Altertum hat das gespürt, und wenn Sallust z. B. als Moralhistoriker, als Römer sich zugleich auch als Thukydideer fühlt, so ist er nicht durchaus im Irrtum. Eins der großen Muster für die spätere moralisierende Geschichtsschreibung – ihr größter hellenistischer Repräsentant war Poseidonios – ist der sittengeschichtliche Exkurs geworden, mit dem die Parteikämpfe auf Korkyra ihren Abschluß finden (III 82–84). Freilich brauchte hier am wenigsten der machtpolitische Aspekt vertauscht zu werden: der Exkurs beschreibt die typische, weil durch die menschliche Natur bedingte, innerpolitische Auswirkung des Krieges zwischen Staaten einerlei Nation und zweierlei Systems, die Auflösung aller sozialen Bindungen als Folge des sich kreuzenden Machtwillens der entfesselten Parteien und Individuen.

Deutlicher wird jene staatsethische Komponente in Zusammenhängen, deren übergreifende Beziehung nicht ausdrücklich dargelegt wird. So läuft von der Alkibiadesrede vor der sizilischen Expedition (VI 15 f.) eine kontinuierliche Kausalreihe über das Ende dieser Expedition hin bis zum Ende des gesamten Krieges, bis zum Jahre

404[11]. Ausgangspunkt dieser Entwicklung, Anfang dieser Linie ist die Repräsentation, der »Rennstall«, die Verschwendungssucht des Alkibiades. (Der Rennstall muß darum von Nikias angegriffen werden, damit Alkibiades ihn verteidigt.) Aber gerade der Vergleich mit der moralischen Geschichtsbetrachtung des Sallust kann zeigen, wie wenig im eigentlichen Sinne doch Thukydides moralisiert: moralische Defekte wirken nicht unmittelbar, mindern die Kampfkraft nicht, verweichlichen auch nicht etwa die Führer, wohl aber ist ihnen eigentümlich, daß sie Ursachen von Fehlern werden. In der Tat, das Medium, wodurch das moralische (staatsethische) Versagen auf das machtpolitische Geschehen sich auswirkt, ist – der Fehler. Und zwar hier, in diesem Fall, zugleich ein doppelter. Denn erstens treibt den Alkibiades die eigene, ihn, den ohnedies schon Drängenden, auch noch bedrängende Situation in das sizilische Abenteuer und verleitet ihn zur Aufgabe der Perikleischen Politik – wozu der Demos ihm entgegenkommt –, und zweitens wirken wiederum seine Passionen auf den Demos, der, indem er der Tyrannis ihn verdächtigt, nun den zweiten Fehler macht, indem er den Verdächtigten, die Seele der Expedition, den einzigen, der sie zum Siege hätte führen können, zur Verurteilung zurückberuft. Die weiteren Folgen, Alkibiades in Sparta, die Entsendung des Gylipp nach Syrakus auf seinen Rat, auf seinen Rat desgleichen die Besetzung von Dekeleia, eins schließt sich ans andere, und doch muß man scharf auf alles hinsehen, um die Linie, die zu jenem Ausgangspunkt, dem Pferdesport, zurückführt, zu verfolgen. Nirgends wird im späteren Verlauf zurückverwiesen. Das Verhältnis zwischen Ursachen und Folgen wird erst sichtbar, wenn man sich das weit zerstreute einzelne zugleich vergegenwärtigt.

Nun aber der Ausgangspunkt: steht er im 6. Buch als neuer Anfang, unverbunden? Wird hier das staatsethische Moment als etwas eingeführt, auf das noch nirgends hingewiesen wäre? Keineswegs. So gut wie die Erwähnung der sizilischen Ereignisse während der zwanziger Jahre die sizilische Expedition seit langem vorbereitet: ebenso wird auch die Situation des Alkibiades dem Demos gegenüber vorbereitet, vorbereitet durch ihren Kontrast zu derjenigen Situation, in der sich Perikles befunden hatte, vorbereitet durch ihren Bezug auf die drei Reden am Ende des ersten und Anfang des zweiten Buches. Wie die Perikleische Warnung vor Erweiterungen des Reiches (I 144, II 65,7) auf den *Fehler* des Alkibiades vorausweist, so verweist die Mahnung, »Liebende der Stadt« zu sein, nicht

[11] Schadewaldt S. 12 ff. und S. 100. Wilamowitz, Hermes 64, 1929 S. 476. Patzer S. 31.

Die Reden des Perikles, des Kleon und des Alkibiades bedeuten Stufen einer absteigenden Reihe. Zeigt die Kleonrede, wie der Sinn der Perikleischen Demokratie verlorengeht, so wird für Alkibiades Athens Demokratie nur noch Mittel zum Zweck. Sobald sie aufhört, ihn zu tragen, ist sie für ihn »eine eingestandene Dummheit« (VI 89,6). Das Verhältnis der drei Reden bleibt jedoch unausgesprochen. Dürfen wir es formulieren? Perikles, als Staatsmann die Autorität des Maßes, *glaubt* an Athens Demokratie, nur darum kann er sie in ihrem Ideal bestärken, darum nur vermag er sie zu führen. Kleon, der Fanatiker und Hetzer, unterläßt nichts, um sie sich selbst zu entfremden. Bei der Generation des Alkibiades (auf die Generation deutet VI 13) zeigt sich, wie bei glänzendster Begabung der Glaube dahin ist. Die Reden des Kleon und des Alkibiades wären kein Gegenbeispiel mehr, sie hingen in der Luft, gingen nicht die des Perikles ihnen voraus. Erst von der Leichenrede aus ermißt sich, was Kleon und Alkibiades bedeuten. Ja, erst in der Leichenrede läuft die machtpolitische und die staatsethische Komponente, die wir bis zu ihr hin rückwärts nur getrennt verfolgen konnten, ganz und gar in eins zusammen. Ihr Verständnis ist der Schlüssel für das Ganze, sofern das Problem der politischen Führung darin aufgeworfen wird, nicht anders als der Perikleische Kriegsplan wiederum der Schlüssel für das Ganze ist, sofern an den pragmatischen Ereignissen auf eine immanente Art Kritik geübt wird.

Das Verschwiegene ist in diesem Fall – es handelt sich dabei nur um ein Beispiel unter anderen – das Verhältnis zwischen Teil und Ganzem.

Doch spürbar Verschwiegenes gibt es auch in dem Verhältnis zwischen Leben und Werk. Ich will auf dies Problem nicht näher eingehen, hier davon nur so viel, als zur Charakteristik des Thukydideischen Verschweigens beiträgt.

Was alles verbirgt sich nicht hinter dem vieldeutigen Sätzchen des ›zweiten Proömiums‹ (V 26,5): »Es geschah mir, daß man mich verbannte«; wenn nicht: »daß ich emigrierte«? Denn das Griechische läßt auch das unbestimmt: ob zuvorkommend, ob erst nach der Verurteilung, ob schuldig, ob unschuldig, und wohin – wieviel der Fragen werden nicht durch dieses Sätzchen abgeschnitten! Und wieviel der Fragen läßt auch die Darstellung der Ereignisse, die zur Verbannung führten, unbeantwortet (IV 104 f.)! Für immer bleibt

---

ner R. C. Jebb, Die Reden des Th. (aus der Sammlung »Hellenika« übers. von I. Immelmann) Berlin 1883, S. 33 f. Die Redner stellen sich selber vor, sagen: ich bin das und das.

der Name des Thukydides mit dem Verluste von Amphipolis, der ersten Stadt des thrakischen Distrikts, verbunden. Er kommt, zu Hilfe gerufen, zum Entsatz zu spät, nur noch den Hafenort Eion vermag er gegen Brasidas zu halten. Was verschwiegen wird, ist nicht so sehr die letzte unglückliche Verkettung (aber das Wort »Tyche« bleibt hier ungenannt, sähe zu sehr wohl schon nach Apologie aus?), als vielmehr, was dem vorausgeht. Warum, so fragen wir, wenn nicht Thukydides, sondern statt seiner sein Kollege Eukles die von Brasidas bedrohte Stadt verteidigt; warum, wenn Brasidas nicht diesen, sondern den Thukydides als einflußreichsten Mann in Thrakien fürchtet und deshalb, bevor er eintrifft, der gespaltenen Bürgerschaft so über Erwarten günstige Bedingungen stellt, daß diese darauf eingeht und Eukles ohnmächtig ist: warum wurde dies so disponiert? Wer ist verantwortlich dafür, daß nicht der so zu Fürchtende an der entscheidenden Stelle steht? Warum steht der bei Thasos abseits? Mit sieben Trieren, was wenig genug ist? Was hatte er dort zu suchen? Weshalb ist der »mit dem Schutz der Stadt Betraute« nicht er, sondern sein Kollege? Weshalb kein Wort über die Verteilung der Kommandos? Weshalb wird keiner der beiden, weder Eukles noch Thukydides, weder belastet noch gerechtfertigt? Wo ein Verschulden, wie man schließen muß, doch nur den einen treffen kann oder den anderen?

Es hat nicht an neueren Historikern gefehlt, die aus der Art der Darstellung auf eine Schuld des Autors schlossen[13]. Ihre Folgerungen spiegeln ihr Erstaunen darüber, daß jede Rechtfertigung unterbleibt. Aber sind nicht noch andere Gründe des Verschweigens denkbar als schlechtes Gewissen? Könnte man nicht folgern: ohne das Gewicht und Ansehen des Thukydides wäre Amphipolis zu halten gewesen? Da nichts als die Furcht vor ihm den Brasidas zu seinem raschen Schritt getrieben hat? Schuld war nicht die Verspätung, sondern die Bedeutung des Herbeigerufenen? Muß Eukles, der nicht zu Fürchtende und dennoch als »Hüter des Platzes« von Athen Beauftragte, nicht fehl am Platz gewesen sein? Das, was verschwiegen wird, hängt das zuletzt nicht offenbar zusammen – mit dem Demos von Athen? Wenn das aber der Fall, ist das geheime Gegenspiel zu dem hier Verschwiegenen dann nicht – der Verrat des Alkibiades? An Rechtfertigungen fehlt es allerdings da nicht. Doch jedes Wort in eigener Sache würde, in dem Bannkreis dieses Werkes, rettungslos situationsbedingt . . . Es gibt noch andere Gründe des Verschweigens. Möglich ist, daß wir mit einer Vornehmheit zu rechnen haben, von der uns nicht leicht fällt, uns einen Begriff zu machen.

[13] K. J. Beloch, Griech. Gesch. 2. Aufl. II, 1, 333 f., gegen Eduard Meyer. Ein Verschulden des Thukydides erwägt auch Berve S. 6.

Dasjenige jedoch, um das es mir zumeist zu tun ist, ist erst eine dritte Art des nicht ausdrücklich Ausgesagten. Sie reicht weiter als die letztgenannte, ist von tieferer Wirkung, dem, der sich dem Werke hingibt, eine Macht, die ihn im Banne hält, am stärksten auf den Höhepunkten, in den offenbar vollendetsten Partien. Ich wüßte für sie keinen anderen Namen als: »das Menschliche«, beinahe in jenem Sinne, den die Tragiker damit verbinden. Allerdings, da nun nicht mehr das Göttliche, auch kaum, wie in den späteren Dramen des Euripides, die »Tyche« als sein Gegensatz erscheint, durch den sein Sinn bestimmt wird, da die nackte Macht und ihr Gesetz das Religiöse abgelöst hat, kommt es mehr und mehr dahin, daß sich der Sinn des Menschlichen aus seinem Gegensatz zum Kriege selbst und seinem technischen Geschehen ergibt[14].

Als Beispiel sei zuerst ein Fall zitiert, in dem es ausnahmsweise auch einmal direkt genannt wird. Der Zusammenhang ist merkwürdig genug. Er konnte so abstrus erscheinen, daß man hinter ihm die ungeschickte Hand eines Redaktors zu erkennen glaubte, der verschiedenartige Notizen aus dem Nachlaß aneinanderleimte[15]. Andere suchten sich des Falles dadurch zu bemächtigen, daß sie erklärten, das Ereignis habe offenbar, zu seiner Zeit, Aufsehen gemacht. Als ob nicht gerade das Besondere, Paradoxe des Zusammenhangs verriete, daß es sich hierbei um ein Symptom des Krieges handeln müsse (VII 29)!

Nach einem Exkurs über die attischen Finanzen, die sich bei dem Anwachsen der Kriegskosten, zumal nach der Besetzung von Dekeleia, immer mehr verschlechterten, wird als ein Beispiel unter anderem angeführt, daß den Athenern auch die weitere Verwendung eines schon in Dienst genommenen thrakischen Söldnerkorps zu teuer kam: »So war denn ihr Geldmangel schuld daran, daß sie die Thraker, die zu Demosthenes (d. h. zur sizilischen Expedition) zu spät gekommen waren, zur Ersparung der Kosten gleich wieder nach Hause schickten. Sie unterstellten sie dem Befehle des Diitrephes, mit der Weisung, auf der Fahrt durch den Euripus beiläufig dem Feinde so viel Schaden wie möglich zuzufügen. Er setzte sie denn auch bei Tanagra an Land, ließ sie da in der Geschwindigkeit plündern, brach gegen Abend von Chalkis auf zur Fahrt durch den Euripus, landete bei Böotien und führte sie auf Mykalessos zu. Hier blieb er die Nacht über auf freiem Felde bei dem Hermestempel,

---

[14] S. meine Bemerkung hierüber bereits in meiner Schrift über Platons Mythen (1927) S. 19 [=unten S. 223].

[15] E. Schwartz S. 201 f. Dagegen Schadewaldt S. 82 f. Ich möchte noch weiter gehen.

etwa 16 Stadien (3 km) von der Stadt entfernt, ohne bemerkt zu werden, und überfiel mit Tagesanbruch die Stadt, die ein ansehnlicher Ort ist. Da man in der Stadt nicht auf der Hut war und nichts weniger als dessen sich versah, daß so weit von der Küste her ein Feind zu einem Überfall herüberkommen würde, die Mauern auch in schlechtem Zustand und an einigen Stellen eingefallen, an anderen nur ganz niedrig waren, ja die Tore selbst, da man sich sicher wähnte, offen standen, so drang er ungehindert ein. Die über Mykalessos herfallenden Thraker plünderten Häuser und Tempel ohne Unterschied und machten ein Massaker, wobei weder Alt noch Jung verschont wurde; alles, was ihnen in die Hände fiel, Kinder und Frauen, selbst das Zugvieh, was nur einen lebendigen Odem hatte, wurde niedergehauen. Denn der thrakische Stamm, sobald nicht mehr durch Furcht darniedergehalten, steht an Blutrünstigkeit keinen anderen Barbaren nach. So ging auch hier alles in Trümmer und zu Boden, insbesondere brachen sie in eine Knabenschule ein, die größte in der Gegend, da die Knaben eben sich versammelt hatten, und machten sie alle nieder. So kam dieser Schlag der ganzen Stadt über die Maßen unvorhergesehen und furchtbar.« Zwar die Thraker unterliegen den Thebanern, aber auch die Mykalessier haben blutige Verluste . . . Dann der Schlußsatz: »So suchte das Schicksal Mykalessos heim, um seiner Schwere willen um nichts weniger beklagenswert als irgend eins in diesem Kriege.«

Und doch ist das Furchtbarste hier kaum so sehr das Blutbad selbst, als das Verhältnis zwischen Ursache und Folge. Ursache: die Sparmaßnahme. Folge: Niedermetzelung der Knaben! Daran hatte freilich die athenische Regierung nicht gedacht. Und doch gehört dies Mißverhältnis zwischen Ursache und Folge zur Physiognomie des Krieges! Aber richtet jenes Schlußwort sich noch an den künftigen Politiker? Sein Sinn ist vielmehr: Menschenschicksal unter dem Gesetz des Krieges.

Jedoch als das umfänglichste Beispiel des hiermit Gemeinten wird man immer wieder die sizilische Expedition empfinden. Nicht nur, wie der Anfang (VI 30) auf das Ende (VII 87) hinweist, nicht nur, wie der Sommermorgen, wie die Spenden zur Trompete, da die Flotte ausläuft, auf das Blutbad sich beziehen, in dem ihr letzter armer Rest dahinsinkt, sondern wie zumal, nach äußerster Gefahr für Syrakus (VII 2 Ende), der Punkt erreicht wird, von dem ab für die Athener alles Weitere unabwendbar sich verschlechtert – die Peripetie beginnt mit einer Lähmung, einer Unentschiedenheit der Ansichten des kranken Nikias auf der einen Seite, seiner beiden Mitstrategen auf der anderen (VII 47–49, eins der meisterhaftesten Kapitel) – und wie dennoch die heroische Fiktion aufrecht erhalten

wird, als sei der Sieg zu retten, und wie stufenweise immer weniger zu retten ist, die Hoffnungen immer bescheidener werden (»Auch in unserer Lage heißt es doch noch Hoffnung schöpfen . . .«, in der nun schon tragischen Rede des Nikias, VII 77), bis zuletzt die Rettung selbst des nackten Lebens nicht mehr möglich ist: in allem dem wird neben der strategisch-technischen noch eine andere Linienführung sichtbar, weder aus dem Künstlertum des Autors abzuleiten, denn das hieße sie zu äußerlich, als zu formal betrachten, noch aus den Gegebenheiten des Tatsächlichen, des Stoffes. Wohl werden auch künstlerische Mittel angewandt, um diese Seite des Geschehens zu zeigen, doch auch nur um ebendieser willen, und auch nur, weil sie auf andere Weise kaum sich würde zeigen lassen.

Auch tritt dies nicht nur in dem hervor, was Sache der schriftstellerischen Technik ist, nicht nur im Kompositionellen, sondern auch in ganz bestimmten Inhalten, sogar in einzelnen, ihm ganz und gar gewidmeten Kapiteln. Situationsberichten schieben unvermerkt sich Stimmungsbilder unter, indem nicht mehr, wie in den dafür bestimmten Reden, das Politische noch das Strategische, sondern das nur noch Menschliche der Lage dargestellt wird, und indem vorzüglich das, was die Beteiligten als Eindruck, als »Gesicht« oder »Gehör« erfahren, zum Mittel der Schilderung wird. (Aus der »Opsis« hat die spätere hellenistische Geschichtsschreibung dann ein Rezept entwickelt.) Solche Bilder sind meist aufgebaut aus kontrastierenden, auch durch die Formulierung scharf umrissenen Gruppen, in symmetrischer Entsprechung. Bilder solcher Art sind: die Ausfahrt aus dem Piräus (VI 30–32), das Ringen der Durchbruchs-Seeschlacht im großen Hafen von Syrakus (VII 70,6–71,4), drittens der Auszug aus dem Heerlager vor Syrakus zur Flucht ins Innere (VII 75), letzteres als Gegenbild zur Ausfahrt.

Beispiel (VII 75, 2 ff.): »Der Auszug aus dem Heerlager bot ein schmerzliches Bild für Auge und Geist eines jeden. Da die Toten unbegraben lagen, stimmte jede Freundesleiche, die man liegen sah, zu Trauer und zu Angst zugleich, dabei waren die Lebenden, die man zurückließ, die Verwundeten und Kranken, ein noch schmerzlicherer Anblick als die Toten, hatten ein noch schlimmeres Los. Mit ihrem inständigen Bitten und Wehklagen schafften sie Verlegenheit genug, wie sie um alles mitgenommen werden wollten und mit Namen, wenn sie einen Freund oder Verwandten sahen, ihn beschworen, und an die schon aufbrechenden Zeltkameraden sich anklammerten, mit letzter Kraft, so weit es ging, zu folgen suchten und, wo Seele oder Leib versagten, mit Anrufungen der Götter und Jammer genug dahintenblieben, also daß das ganze Heer in Tränen ausbrach, obwohl man in Feindesland stand und die Tränen nicht mehr

dem entsprachen, was man schon erlitten oder noch in dunkler Zukunft zu befürchten hatte . . .«

Zum ausführlichsten der Stimmungsbilder ist Homer Modell gewesen[16]. Wie im 12. Gesang der Ilias V. 437 der stehende, unentschieden wogende Kampf um die Mauer des Schiffslagers in die Entscheidung übergeht, so findet sich inmitten der Durchbruchsschlacht von Syrakus, auf die beschriebene Art gruppiert, ein detailliertes Bild des unentschiedenen, stehenden Kampfes, das mit ganz der gleichen Wendung: »bis endlich«, den Übergang zu der die Spannung lösenden Entscheidung bringt.

Homer (nach Voß):

. . . Doch nicht schafften sie Flucht der Danaer, sondern sie standen
Gleich. Wie die Waage steht, wenn ein Weib lohnspinnend und redlich
Abwägt Woll' und Gewicht und die Schalen beid' in gerader
Schwebung hält, für die Kinder den ärmlichen Lohn zu gewinnen,
Also stand gleichschwebend die Schlacht der kämpfenden Völker:
Bis nunmehr *(›bis endlich‹)* Zeus höheren Ruhm dem Hektor gewährte,
Priamos' Sohn, der zuerst einstürmt' in der Danaer Mauer . . .

Thukydides (gleichfalls nach langer Zustandsschilderung):

». . . Und es gab da auf athenischer Seite, in einem und demselben Heere, solange die Seeschlacht unentschieden stand, fürs Ohr alles zugleich, Jammern und Kriegsgeschrei, Sieger und Unterliegende, und was alles sich einem großen Heere im Augenblick großer Gefahr an Mannigfaltigkeit der Stimmen mit Gewalt entringt – nicht anderes hatten auch die auf der Flotte durchzustehen –: *bis endlich* die Syrakusaner und ihre Bundesgenossen, nach zähem, erbittertem Ringen, die Athener zum Weichen brachten . . .« (VII 71,5).

Das breit ausgeführte Bild des unentschiedenen Kampfes, das vorausgeht, ist nach Gruppen disponiert. Hauptgruppen sind: 1. die kämpfende Flotte, 2. das zuschauende Landheer; Untergruppen zu 1: die Steuerleute (Kapitäne), die Trainer (»Zurufer«), die Kommandanten, jedesmal auf beiden Seiten; unter den Zuschauenden, auf athenischer Seite, 1. die Jubelnden, 2. die Jammernden, 3. die

[16] Auf episch-herodoteische Tradition im Katalog der Schlachtteilnehmer (VII 57) weist hin Schadewaldt S. 10.

von einem zum anderen Wechselnden. Auch hier fehlt nicht das Paradoxe.

Beispiel:

»Denn da das Schauspiel dicht vor Augen sich vollzog, und da nicht aller Blicke gleichzeitig auf einen Punkt sich richteten, so kam es, daß man da, wo man die eigene Seite siegen sah, sich Mut zusprach und die Götter beschwor, so weiter zu helfen, hingegen man dort, wo man dieselbe Seite unterliegen sah, in Jammer und Geschrei ausbrach und sich vom bloßen Anblick des Geschehens mehr überwältigen ließ, als die mit ihrem Tun darinnen standen. Noch anderen Orts, wo sich die Blicke auf ein unentschiedenes Ringen hefteten, befand man sich am schlimmsten: bei der Unentwirrbarkeit des Kampfes drückten ihre Haltungen diejenigen Schicksale aus, die sie im Geist, im Wechsel ihrer Eindrücke durchliefen, ohne Unterlaß waren sie fast verloren oder fast gerettet.«

Gewiß, auch die moralische Verfassung einer Truppe mag mit zur ›historischen Wirklichkeit‹ gehören, aber mit dem Schlagwort Realismus ist dem Wesen dieser Schilderungen doch nicht beizukommen, um so weniger, als diese ja doch ihren Sinn nicht einzeln in sich selbst, sondern erst in ihrem Verhältnis zueinander finden. Sie verhalten sich wie Stufen, oder vielmehr, sind vornehmstes Mittel, um Stufen bewußt zu machen; sie verhalten sich zu den pragmatischen Verläufen – man verzeihe den Vergleich, er ist nicht im erbaulichen Sinne gemeint – wie die in ihrer Stimmung wechselnden, die Handlung ablösenden Chöre in der attischen Tragödie. An der machtpolitischen Realität wird nichts geändert, aber innerhalb ihrer Konturen wird zugleich ein Bild menschlichen Allgemeinschicksals entworfen, das im Machtpolitischen erst eigentlich den unerbittlichen Charakter aufzeigt.

Doch sobald wir dies einmal ins Auge fassen, wie sollte nicht auch am Feldherrn sich bewahrheiten, was man am Heere bemerkt? Wir werden nachträglich das vielzitierte ›Stilgesetz‹ in etwas doch zu überprüfen haben, das Gesetz, nach welchem die Charakterzeichnung einzig dem pragmatischen Geschehen zu dienen hätte[17]. Auch in Nikias ist das Menschliche ein Sinn an sich, wenn auch erst aus der Sachlichkeit des Textes zu entziffern: wie in ihm der Mangel an Verantwortung, an Mut dem Demos gegenüber mit der Unantastbarkeit seines Soldatentumes, eins das andere bedingend, sich verbindet, wie er, einerseits zu feige, um mit dem Verluste seiner bürgerlichen Existenz den rechtzeitigen Rückzug zu erkaufen, anderer-

[17] I. Bruns, Das literarische Porträt der Griechen im 5. u. 4. Jahrhundert. Berlin 1896 S. 1 ff. Schwartz S. 197 f.

seits mit seinem Leben einsteht für sein Heer, dem doch sein Vorbild nichts mehr nützt (»Da er die Art der Athener kenne, wolle er, für seine Person, statt schmählich angeklagt und von ihnen verurteilt, lieber mit dem Leben einstehend, wenn es denn sein müsse, von Feindeshand zugrunde gehen« VII 48,4); wie er, der Pflichtgetreue, doch in dem, was Fundament und Sinn der Pflicht ist, untreu wird; wie der untadelige Soldat ein schwacher, abergläubiger Mensch sein kann; und wie sein Untergang, bei aller Selbstverschuldung, dennoch etwas Reines, »Unschuldiges« an sich hat, weil sich das adlige Geschlecht, wenn auch nicht in der Führung, so doch in der Haltung makellos bewährt, als in der Tugend, die seine Beschränkung ist... Dies auch der Sinn des abgewogenen kurzen Lobes auf den Toten, VII 86, 6. Und welch tragische Akzente, bis ins einzelne zu zeigen, trägt nicht seine letzte Rede![18]

Allerdings, es ist ein Unterschied, auf welchem Plan, in welcher Tiefe vom Beschauer aus ein solcher Sinn, inmitten der gesamten Perspektive, sich heraushebt. Fängt man damit an, rückt man ihn in den Vordergrund, macht man daraus ein schriftstellerisches Prinzip, so führt das zur pathetischen, bewußt mit der Tragödie wetteifernden, in Effekten schwelgenden Geschichtsschreibung des Hellenismus. Echte Tragik gibt es in echter Geschichtsdarstellung nur, wofern sie dem Historiker (wie dem Politiker) nicht mehr erlaubt ist: dies Gesetz, im Gegensatz zu Herodot, gilt für die Stufe des Thukydideischen Bewußtseins.

Erschien das Verschwiegene bisher als etwas, was im Prinzipiellen der Thukydideischen Geschichtsschreibung nicht vorgesehen war, gleichsam als ein in ihrer Bilanz nicht ausgewiesener Überschuß, so müssen wir zum Schluß wohl noch einen Schritt weitergehen. Es kann auch vorkommen, daß sich der formulierte Text im offenen Widerspruch befindet zu dem eigentlich Gemeinten.

Die berühmte Pestbeschreibung rechtfertigt sich in dem ihr vorausgeschickten Satze (II 48): »Mag ein jeder im Verhältnis seiner Einsicht, ob Arzt oder Laie, von ihrer Entstehung reden und den Ursachen, die zur Erklärung einer solchen Katastrophe hinreichen: ich halte mich an das Wie und will nur kennzeichnen, was im Falle der Wiederholung wichtig werden mag für die Vorauserkenntnis,

[18] Vgl. die tragischen Vergeltungsformeln Aisch. Choeph. 313; Pers. 813; Thuk. VII 77. Tragische Ironie der Situation. Die Schuld im ethisch-religiösen und die Schuld im pragmatisch-politischen Sinn heillos verwirrt. Was subjektiv noch Grund zur Hoffnung sein will, erscheint objektiv als Ausdruck der Verzweiflung. Allerhand Heroisches aus alter Tradition läuft mit. Je mehr man eindringt, umso ungeheuerlicher wird die Rede.

als einer, der selbst erkrankt ist, wie er andere hat erkranken sehen.« Die Rechtfertigung befindet sich in bester Übereinstimmung mit dem Grundsätzlichen, worüber das ›Methodenkapitel‹ belehrt. Vermittelt werden soll ein praktisches, dem künftigen Politiker dienliches Wissen von den Tatsachen. Und so beginnt denn die Beschreibung auch nicht anders als die eines Arztes, wenn er die Symptome einer Krankheit feststellt. Doch nun kommt das Unbeschreibliche: die Art und Weise, wie Thukydides dabei nicht stehen bleibt, wie er mehr und immer mehr gibt, als er angekündigt, wie er immer sichtlicher die Schranken, die er sich gesetzt hat, überschreitet. Aus den Einzelfällen setzt sich ein Gesamtschicksal zusammen, aus Krankheitssymptomen wächst ein Bild des leidenden und ringenden Athens. Und wieder sondern sich die Gruppen wie in jenen Stimmungsbildern der sizilischen Expedition. Wie dort die Kämpfenden, die Zuschauer . . ., so hier die Pflegenden, die Sterbenden, die Begrabenden . . . Im Freskostil, auch im Thukydideischen, entsteht das Ganze aus den Gruppen. Und auch hier gehört zur inneren Form der Wahrnehmung die Umkehr des Natürlichen, das Paradox; die Auflösung der Normen, die Entwürdigung der menschlichen Verhältnisse durch Überhandnahme eines »Unmenschlichen« (II 50).

Beispiele: »Furchtbarer aber noch als alles andere war die Niedergeschlagenheit, sobald einer die Krankheit spürte; sahen sie im Geiste doch gleich alle Hoffnung schwinden, gaben sich verloren und versuchten keinen Widerstand mehr. Dazu kam, daß sie einander durch die Pflege ansteckten und starben wie die Schafe. Und das machte den Verlust am größten. Denn mochten sie nun aus Angst einander meiden, kamen sie vor Elend um – und viele Häuser starben aus, da es keine Wartung gab –; besuchten sie aber einander, so ward's ihnen zum Verhängnis und am meisten denen, die gern tapfer waren. Denn ihr Ehrgefühl hieß sie, nicht achtend ihrer selbst, bei ihren Freunden aus- und eingehen. Wurden doch der Sterbenden und ihres Jammers endlich auch die eigenen Verwandten müde, es ging über ihre Kraft . . .« »Denn da die Häuser nicht mehr ausreichten (für die vom Lande Evakuierten) und sie zur heißen Jahreszeit in stickigen Baracken unterkamen, spottete das Bild des Todes aller Ordnung. Sie starben in Haufen aufeinanderliegend, wälzten sich auf Wegen und um alle Brunnen, halbtot noch nach Wasser lechzend. Die Tempel, in denen sie kampierten, lagen voller Leichen der daselbst Verendeten. Denn unter des Übels Übermacht wußten die Menschen nicht mehr ein noch aus und kehrten sich an kein Gebot der Heiligkeit mehr noch der Pflicht. Die ganze Frömmigkeit ihrer Bestattungssitten, ehedem so hoch gehalten, brach zusammen, man

begrub, so gut man konnte. Und viele halfen sich mit grabschänderischem Begraben, aus Mangel am Nötigen, da schon zu viele der Ihrigen gestorben waren: an fremden Scheiterhaufen kamen sie denen, die sie errichtet hatten, zuvor, um ihre eigenen Toten darauf zu verbrennen, oder warfen auf den schon brennenden Leichnam ihren eigenen obenauf und machten sich davon . . .«

Es wäre müßig, sich Gedanken hinzugeben, wie weit der Begriff des Wiederholbaren im Sinne des Thukydides sich dehnen lasse, wie weit das Prognostische mehr als das Krankheitsbild umfasse: der Geist dieses Bildes geht im Praktischen nicht auf, treibt über das anfänglich ihm gesetzte Ziel hinaus. Und wie die Stimmungsbilder der sizilischen Expedition empfängt auch dies hier seinen tieferen Sinn erst aus dem weiteren Zusammenhang. Doch dieser ist kein Ganzes aus Pragmatischem, sondern aus Lagen, Schicksal, Reden, Arten des Verhaltens. Die Ereignisse ergeben kaum viel mehr als eine Chronik, stellen einen Rahmen um das Bild. Ja, man gewinnt den Eindruck, als habe Thukydides zum Teil absichtlich das pragmatische Detail zurückgedrängt, um desto mehr die Sinnesganzheiten, in denen sich das Wesen konzentriert, in ihrer Macht der Abfolge zu steigern. Man hat darauf hingewiesen, daß entgegen sonstiger Thukydideischer Gewohnheit Perikles als Redner keinen Gegenspieler finde; darin zeige sich, daß seine Führung ohne Konkurrenz war, als die »Herrschaft eines Einzigen«. So richtig das gesehen ist, so bedarf es doch einer Ergänzung: einen Gegenspieler gibt es auch zu Perikles – die Pest! Sie gibt die Antwort auf die Leichenrede, ja sie folgt ihr so unmittelbar, wie nur ein Redner einem Redner folgen kann, und schafft zugleich den Umschwung, den Sturz in die Krise, aus der erst die letzte, die Vermächtnisrede sich emporhebt.

Man mache den doppelten Versuch: man streiche erstens in Gedanken beide Reden, die vor und die nach der Pest, so daß die Pest, als ein Ereignis unter anderen, in die Reihe des pragmatischen Geschehens gerückt wird; und man mache zweitens den Versuch und nehme beide Reden ohne Pest für sich allein, und man wird finden, daß das eine ebenso unmöglich wäre wie das andere. Doch verfolgt man das Pragmatische allein ohne die Reden samt der Pest, so glaubt man wie in einem anderen Buch zu lesen. So sehr stellen erst die Reden und die Pest die tieferen, die das Denken und Gemüt zugleich aufwühlenden Zusammenhänge her.

Neben den durchgängigen Kontrasten fehlen nicht die einzelnen Bezüge. Wie die Leichenrede, so beginnt die Pest mit einer Art Prolog . . . Wenn vor der Leichenrede, ihre Stimmung vorbereitend, das echt attische, schlicht weihevolle Herkommen attischer Staats-

begräbnisse geschildert wird – indem gerade das Herkömmliche, an dem so gar nichts Außerordentliches ist, so außerordentlich, die Sitte so ergreifend wird – und wenn unmittelbar darauf von dem Verfall, wie aller anderen Ordnungen, der ethischen wie religiösen, so auch vom Verfall der Totenehrungen, und zwar in solcher Form, gehandelt wird, wie soll das eine nicht das Gegenbild des anderen sein? Bezeugt die Leichenrede den Gehorsam vor dem ungeschriebenen Gesetz (II 37, 3), so zeigt die Pestbeschreibung, wie dieser Gehorsam hinfällt (II 53). Jenes ganze Bild der Ordnung und des Segens, das die Leichenrede vorstellt (und zwar trotz des ersten Feindeseinfalls!), ist ein Gegenbild zu dem, worin die Heimsuchung Athens, verbunden mit der Pest, in eins gefaßt wird. Was als letzte Rede folgt, beschreibt den Kampf des großen Staatsmannes mit seinen beiden Widersachern, erstens mit dem Unbestand der »Tyche« (sein Wort dafür ist hier: die göttlichen Mächte, τὰ δαιμόνια), zweitens mit dem Unbestand der Menschen . . . Kurz, der wahre Grund, weshalb die Pest an diesem Ort, in dieser Breite und Erstrekkung bis ins Seelische hinein erzählt wird, ist nicht der Gedanke der Belehrung für den Fall der Wiederholung, sondern das unter der Chronikform versteckte ›incipit tragoedia‹. Daß Thukydides das selbst nicht Wort hat, daß er in der Maske des praktisch belehrenden Rationalisten sich verbirgt, gehört zu seiner Größe. Er entzieht sich seinem Leser ins Pragmatisch-Rationale.

Was aber ist der Sinn des *Melierdialogs?* Die Frage, die wir offen ließen, fordert eine Antwort. Es ist nicht zu leugnen, daß der Melierdialog, als Akt, zum Folgenden, das aber nun nicht weniger als die sizilische Expedition umfaßt, in einem ähnlichen Verhältnis steht wie die Gefallenenrede zur Pestschilderung[19]. Man hat nun freilich, um auch hier den Realisten, den machiavellistischen Pragmatiker zu retten, die Vermutung vorgetragen, das Ereignis, die Eroberung

[19] Jebb S. 58: »So ist Thukydides dramatisch, wenn er das melische Gespräch unmittelbar vor die sizilische Expedition stellt. Die einfache Nebeneinanderstellung von Überhebung und Untergang ist wirkungsvoller als jeder Kommentar.« O. Regenbogen, Human. Gymn. 44, S. 9: »Athenische Hybris auf der Höhe ihrer Entfaltung.« Das Entgegengesetzte, den Triumph des »Machiavellismus« findet in dem Melierdialog E. Schwartz S. 139 f. Ähnlich Egermann S. 294 f., nur daß Athen »im täuschenden Gefühl unüberwindlicher Stärke« sich befand. Das hieße: Richtigkeit der Erkenntnis, Irrtum des Subjekts über sich selber. Athen hatte zum Recht des Stärkeren kein Recht mehr. Aber Athen steht auf der Höhe seiner Macht, hat die sizilische Expedition noch nicht erwogen, und die scheitert ja auch erst nach weiteren Fehlern. Wann wäre denn sonst ein solches Vorgehen aus der Situation gerechtfertigt, wenn nicht in diesem Zeitpunkt?

von Melos im Jahre 416, müsse in der Diskussion von 404 erneut aktuell geworden sein[20]. Aber der Dialog weist in das Werk hinein, nicht aus dem Werk hinaus; vermutliches Aktuelles reicht nicht hin, um seinen Umfang, geschweige um seine Stellung innerhalb des Ganzen zu erklären. Er verbindet das Grundsätzliche, dem – unbeschadet ihres Fehlers – die sizilische Expedition entsprungen ist, mit der Endkatastrophe von 404. Er gleicht dem Widerlager eines weitgespannten Brückenbogens, der nicht mehr zur Ausführung gelangt ist. Nun aber kommt erst die eigentliche Frage: wie ist dieser Bogen in Gedanken *für uns* zu ergänzen? Und dahinter die noch schwierigere Frage: ist er überhaupt zu ergänzen? Welches Wort vor solcher Aufgabe dem Herodot über die Lippen käme, ist kein Zweifel: »das Daimonion«; Hybris vor dem Sturz. Aber so wenig dies, so wenig ist etwas Entsprechendes an seiner Statt, sei es geschichtliche Notwendigkeit, sei es moralisches Gesetz, zur Konstruktion des Bogens zu verwenden. Und schwerlich bleibt die Ergänzung nur deshalb im Dunkel, weil das Werk nicht mehr vollendet wurde. Etwas, was im Ganzen fehlt, wird nicht in einem zufällig nicht ausgeführten Teil gestanden haben. Die Geschichte des peloponnesischen Krieges ist nicht die Geschichte eines ›Schicksals‹, auch nicht die Geschichte eines sittlichen Verfalles, sondern die Geschichte eines machtpolitischen Prozesses, und wenn sittliche Verfallserscheinungen in diesen mit hineinspielen, so deshalb, weil solche Erscheinungen zu Fehlerquellen werden, nicht weil das geschichtliche Geschehen einem moralischen Gesetz gehorchte. Fehler werden, in der immanenten Weise, nachgewiesen, Führern wie Geführten, den Athenern wie Spartanern, was dort Trägheit sündigt, sündigt hier das kompliziertere, das andere Extrem. Aber der Melierdialog deckt keinen Fehler auf. Er stellt vielmehr die Konsequenzen dar aus allenthalben, nicht nur hier zu lesenden Prämissen. Man sehe den Streit um Macht und Recht zwischen Spartanern und Platäern (II 71–74)! Sehe, wie da zwar des Rechtes Heiligkeit von beiden Seiten besten Glaubens, feierlichst gewahrt wird, und dennoch durch alle Rechtsgründe, durch alles pro und contra beider Seiten quer hindurch, die Macht entscheidet. Wenn dazu der Melierdialog sich wie ein Gegenbeispiel ausnimmt, so als Gegenbeispiel zur Bestätigung der gleichen Lehre.

Und doch jene Hindeutung der Melier: »Könntet ihr doch selbst dereinst, bei einem Rückschlag, anderen zum Exempel werden!« Wenn das weder auf Gesetz noch Fehler deutet, bleibt nur noch die »Tyche«. Aber wenn das heißen soll: der Zufall könnte euch einmal

[20] E. Schwartz S. 138.

in unsere Lage bringen, so befriedigt das noch weniger. Sollte es eines Melierdialogs bedürfen, um den Zufall zu erläutern? Hier klafft eine Lücke. Machtpolitisches und Menschliches gehen auseinander. Aber stand das Machtpolitische zum Menschlichen im vorgenannten Sinn doch immer noch in einem gegenseitigen, wenn auch nicht sich bedingenden, so doch sich offenbarenden Verhältnis, so fehlt zwischen Machtpolitischem und Schicksalhaftem, was doch irgendwie mit jener Hindeutung gemeint zu sein scheint, jeder uns erkennbare Bezug[21].

Die machtpolitische Rechnung stimmt, und dennoch . . . Das Gesetz der Macht wird um so unheimlicher, je mehr Macht und Mensch, bei aller Anziehung, sich als zwei Gegensätze offenbaren, zwischen denen zu vermitteln der Ratio nicht mehr gelingt: gleichsam als ein unausgeführter, doch nur desto mächtigerer »dissos Logos«[22].

Das Dynamische des Werks beruht zum nicht geringen Teil auf dem Verhältnis zwischen Ausgesprochenem und Verschwiegenem. Auch als Machtpolitiker, dürfen wir schließen, ist Thukydides Grieche genug, um jenes andere – nennen wir es: menschliches und patriotisches Betroffensein in einem – zu verstehen zu geben. Er ist sicherlich der Letzte, der die Konsequenz im Machtpolitischen bestritte, aber auch der Letzte zu verkennen, daß sein Sieg – zum mindesten nach seinem großen Beispiel, dem des peloponnesischen Krieges – auf Kosten des anderen gehe.

---

[21] Ähnlich dunkel bleibt das Verhältnis zwischen machtpolitischem Prinzip und letzter Periklesrede II 64, 3: »Denn alles ist von Natur dazu bestimmt, auch wieder abzunehmen.« Das klingt Sophokleisch. Perikles darf denn auch vom »Ertragen« des »Daimonion« reden. Doch das ist zunächst aus der in ihm zu Worte kommenden Situation gesagt. Heroisches Vermächtnis an Athen (vgl. Regenbogen S. 23). Was es darüber hinaus bedeute, ist die Frage.

[22] Die sog. Thukydideische Frage, d. h. die Frage einer an dem Werke nachzuweisenden Entwicklung seines Autors, habe ich absichtlich von meiner Betrachtung ferngehalten. Mir würden diejenigen Züge, auf die ich zuletzt hinwies, wenn es erlaubt ist, ihr entschiedeneres Hervortreten als Zeichen einer zeitlichen Entwicklung aufzufassen – was mir weder zwingend noch unmöglich erscheint –, eher auf ein spätes als ein frühes Stadium deuten. Der letzten Wendung der Entwicklungsfrage (seit Schadewaldt) würde das nicht widersprechen. Die entgegengesetzte Hypothese bei E. Schwartz. Das Werk erscheint, bei zunehmendem Alter seines Autors, immer stärker momentanen Stimmungen, Erbitterungen, Gereiztheiten unterworfen. Stimmungsbild des Alternden in einer fremd gewordenen Umwelt, eines umgekehrten Rembrandt gleichsam, eines, dessen Altersstil, statt abgeklärter, immer schneidender, »machiavellistischer« würde. Die Hypothese darf heute als widerlegt gelten.

Und nun Machiavelli? Ich beginne nicht mit dem Vergleich aufs neue. Auch soll das Bemerkte nicht erschöpfen. Vielleicht aber darf ich, um zu zeigen, was ich meine, einen Satz von Eduard Schwartz zitieren, der die beiden so vergleicht[23]:

»Thukydides ist ein Geschichtsschreiber vom Schlage Machiavellis; nur das unterscheidet ihn von dem Florentiner, daß seine Vaterstadt ein großer und kräftiger Staat war, jener in seinem engeren und weiteren Vaterlande kein Staatengebilde fand, das den Großmächten jener Zeit gewachsen war. So wird dem Italiener der Renaissance die Politik allzusehr zur Kunst, die Dinge und Menschen mit überlegenem Verstand zu zwingen; dem Athener des 5. Jahrhunderts ist das Bewußtsein nicht abhanden gekommen, daß eine große Politik ohne eine Großmacht nicht denkbar ist.«

Gewiß, politische Geschichtsschreibung erklärt sich nicht zuletzt auch aus der Geschichte der Politik. Der Geist folgt dem Geschehen. Und doch scheint mir bei einer solchen Ableitung, um nicht zu sagen Milieutheorie, etwas verkannt zu werden – eben jenes, worauf ich zu deuten suchte.

---

[23] Charakterköpfe der antiken Literatur Kap. 2. (Neueste Aufl. hrsg. von J. Stroux, Leipzig 1943, S. 39). Ähnlich: Das Geschichtswerk des Th., S. 238.